



LEHRZ
ÜBER DEN
GESCHMACK



MARCUS HERZ

3. A. D. Arztes am Lazareth der jüdischen Gemeinde zu Berlin, K. Pr. Prof. der
Philosophie, Hochf. Waldeckf. Hofraths und Leibarztes

V E R S U C H

über den

G E S C H M A C K

u n d

die Ursachen seiner Verschiedenheit.



Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.

BERLIN, 1790.

Bev Christian Friedrich Vofs und Sohn.

*J. Voss
n. 2*

VORBERICHT

ZUR ZWEYTEN AUFLAGE.

Der gegenwärtige Aufsatz über den *Ge-
schmack*, eine meiner frühesten Jugend-
arbeiten, erschien zuerst im Jahre 1776.
Der geringe Grad von Aufmerksamkeit,
den er mir damals zu erregen schien,
entsprach vollkommen dem geringen
Werthe, den ich selbst auf ihn legte,
und — allenfalls noch itzt legen würde,
wenn nicht, wie es zuweilen geschieht,
hier und da ein Freund von Einsicht mich
versicherte, manches darin zu finden, das
der gänzlichen Verwahrlosung entrisfen
zu werden verdiene, und manches das

einer sorgfältigern Ausführung nicht völlig unwürdig sey. Vorzüglich hat eine scharfsinnige und durchdachte Beurtheilung dieses Versuches in der *Neuen Bibliothek der Schönen Wissenschaften und freyen Künste* *) mich veranlaßt, einen Theil der Muse, die ich meinen von Untersuchungen dieser Art so weit abtörenden Berufsgeschäften abgeizen konnte, auf das Durchsehen, Umändern und Befehlen derselben zu verwenden.

Die hinzugekommenen Verbesserungen bestehen hauptsächlich in der genauern Zergliederung der Baumgartenschen Erklärung des Begriffes *Schönheit*, und der deutlichern Auseinandersetzung meiner angegebenen Regel für die *Haltung*. Die überreilte Kürze, mit der ich in der vorigen Ausgabe die Verkettung dieser Haltingsregel mit der allgemeinen Regel der höchsten Glückseligkeit hingeworfen hat-

*) B. 21. St. 1. S. 255 u. f.

te, müßte nothwendig Mißverständnisse veranlassen und Schwierigkeiten erregen, die einem Manne, wie meinem Beurtheiler, nicht entgehen konnten. Ob, und wie weit es mir gelungen seyn mag, durch die ausführlichere Erläuterung meiner Idee diese zu heben, muß ich der Entscheidung meiner Leser überlassen.

Von dieser Erläuterung bin ich natürlicherweise auf eine etwas vollständigere Entwickelung meiner Meynung von der Allgemeinheit der Sittenlehre überhaupt geführt worden. Und obgleich ich mir, bey dem jetzt fast herrschenden System, in Ansehung des angegebenen obersten Grundsatzes der Sittlichkeit, keine allgemeine Beystimmung versprechen darf: so bilde ich mir doch ein, daß er nicht ganz unwerth sey, einigermaßen in Erwägung gezogen zu werden. Es ist wohl möglich, daß es mehr an mir als an der Sache liegt, wenn ich mich des Gedankens

nicht erwehren kann, daß ein sittliches Grundgesetz erforderlich und auch nöthwendig *da* sey, welches weder an den unstätigen Seilen der Empfindungen schwänke, noch auf einer aus der übermenschlich idealisirten Menschheit erhobenen *Idee* beruhe, an der zwar, streng erwogen, ihr menschlicher Gefühlsursprung nicht zu verkennen ist, die aber dennoch, um in ihrer völligen Reinigkeit gefaßt, noch mehr aber, um an ihrer Hand durch den Wirbel stürmender Gefühle sicher geleitet zu werden, selbst schon die vollkommenste sittliche Oekonomie in dem Menschen im voraus heischt; sondern ein solches, das aus einer klaren jedem Menschenauge durchsichtigen Quelle entspringt, und ein Ziel aussteckt, nach welchem zu streben das Menschengeschlecht sich allgemein gedrungen *fühlt*, ohne daß erst die tiefforschende Vernunft es nöthig hat, dieses Ziel aus dem verborgensten Winkel der Seele

hervorzuarbeiten, und den Menschen zum Verlangen nach demselben treiben zu dürfen. Das Geschäft der Vernunft kann nur das *Erreichen* seyn; das *Erreichen wollen* muß sie selbst überall bey dem Menschen voraussetzen. — Diese klarere Quelle habe ich geglaubt in der Stimme der Natur, das ausgesteckte Ziel in dem *fortdauernden* Genuße der Glückseligkeit, und dessen Erreichung in der verhältnismäßigen Ausbildung aller uns verliehenen Fähigkeiten zu finden. Mag es seyn, daß die Bedingung einer künftigen Fortdauer an meinem Grundsatze eine Schwäche scheint! ich muß es gestehen, daß ohne sie (obschon nicht ohne Bedingung eines Dafeyns Gottes) ich mir durchaus nur eine *privat kluge*, nie eine *allgemeine würdige* Sittlichkeit denken kann.

Von den übrigen Erinnerungen meines scharfsinnigen Recensenten haben mir einige zu merklichen Veränderungen bald

im Ausdrücke bald in den Wendungen Anlaß gegeben. Alle habe ich ohne völlige Zerrüttung meines ganzen Planes theils nicht benutzen können, theils nicht benutzen mögen, da ich keine hinreichende Ursache fand, gewisse Meynungen, die der Psycholog bloß aus seinem individuellen Selbstgeföhle zu schöpfen vermag, und die andern gar wohl anders scheinen können, zurückzunehmen.

*Die tausendfältigen Gedanken vieler
Verschiedner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meynung widersprechen, faßt
Der Weise klug in Eins, und scheidet sich nicht
Gar manchem zu mißfallen, daßs er manchem
Um desto mehr gefallen möge.*

TORQUATO TASSO.

VORBERICHT

ZUR ERSTEN AUFLAGE.

Gegenwärtige Schrift ist keine von den verachteten Schönen, die vergebens ihre Reize um die Gunst des Fürsten verwendet, und nun unentschmückt sich darstellt, um den üblen Geschmack des Wählers anzuklagen und ihren beleidigten Stolz zu rächen. Sie hat nie um diese Gunst mitgeworben. Das Schnupftuch war bereits einer würdigern zugeworfen, als es ihr erst einfiel, ihren Putz anzulegen und

sich sehen zu lassen, in der Meynung neben der schönern gekrönten noch einen Platz zu finden. Sie will keine Eroberungen machen, sie will nur gefallen.

Herrn *Herders* vortrefliche Preisschrift ist bereits im vorigen Jahre erschienen, *) als der Verfasser des gegenwärtigen Verfuches erst darauf gebracht wurde, in den Erholungsstunden seiner Berufsgeschäfte über den nehmlichen Gegenstand nachzudenken, das Gedachte niederzuschreiben und das Niedergeschriebene dem Publikum mitzuthemen. Der Leser beyder Schriften wird von selbst ihre geringe Abweichung von einander in Ansehung

*) Ursachen des gesunkenen Geschmacks bey den verschiedenen Völkern da er geblühet.

des Resultats bemerken. Ihre Verschiedenheit betrifft nur die betretene Bahn, nicht das Ziel. Herr *Herders* allgemeines Genie und ausgebreitete Bekannthschaft mit der Litteratur aller Jahrhunderte haben ihn von der Erfahrung zur Unterfuchung geführt; der Mangel an diesen Gaben und besondere Liebe zur synthetischen Spekulation haben unsern Verfasser zum entgegengesetzten Pfade verleitet: von der Unterfuchung zur Erfahrung. Es giebt der Wege zu jeder Wahrheit mancherley: einer ist der kürzeste, ein anderer der bequemste, ein dritter der anmuthigste. Laune, Temperament und Geschäfte bestimmen des Wanderers Wahl, diesen oder jenen einzuschlagen.

Der Verfasser erbittet sich übrigens die Aufmerksamkeit der Weltweisen auf seine Idee von der *Haltung*. Er hält diesen Gegenstand für ungemein wichtig in der ganzen Geschmackslehre, und für allzu wichtig, als daß ihm nicht jede unpartheyische Prüfung willkommen seyn sollte; besonders da er sich noch in den Jahren befindet, in welchen der Geist am gelehrigsten und dessen Kräfte am gelehrigsten sind.

Im März 1776.

I N H A L T.

Erster Abschnitt

Seite 1

Die Untersuchung über das Steigen und Fallen des Geschmacks fällt mit der Untersuchung der zum Geschmack erforderlichen Seelenfähigkeiten zusammen — Bestimmung des Begriffes *Geschmack* im gemeinen Leben — Weites Gebiet des Geschmacks und der Schönheit — Berichtigung der Baumgartenschen Erklärung der Schönheit — *Sinnliche* und *vernünftige* Erkenntnis. — Auf fallende Verschiedenheit beyder — Einzelheit und Allgemeinheit ihrer Gegenstände; Leiden und Thätigkeit unfreies Zustandes, Privat- und Allgemeingültigkeit — Vollkommenheit und Unvollkommenheit — Vorstellung von Realitäten und Verneinungen, ist das Wesen der angenehmen und unangenehmen Empfindungen des Gefallens und Mißfallens eines Gegenstandes und dessen *Werthes* — Der *Worth* ist eine relative Eigenschaft eines Dinges, und hat einen zweifachen Erkenntnisgrund — *Mittel-* und *unmittelbare* *gefälliges*, *gutes* und *angenehmes* — Art wie sich die Natur beyder zu ihren Endzwecken in der thierischen Oekonomie bedient — Gefälliges in der *Materie* und in der *Form* — Objektivität und Allgemeingültigkeit der Formerkennnis — Unterschied zwischen *Anschauung* und *Erkenntnis* der Form — Nothwendige Unterscheidung dieser Anschauung von der bloßen *Empfindungserscheinung* — Unterschied der Empfindung bey der Erkenntnis und bey der Anschauung — Vollkommenheit und Unvollkommenheit, *Schönheit* und *Häßlichkeit* — Wiederholung — Unterabtheilung der schönen Künste und Wissenschaften nach Verschiedenheit der Manichfaltigkeit und der Einheit — Doppelte Art von Vortheilungen bey Erkenntnis der Schönheit, der *Mannichfaltigkeit* und der *Uebereinstimmung* — Dazu erforderliche Seelenvermögen, *Verstand* und *Einbildungskraft* — Schätzung

der Einbildungskraft nach einem zusammengesetzten Verhältniſſe des *Umfanges* und der *Lebhaftigkeit* — Ungleiches verhältnißmäßige Wirkung der Theile des Mannichfaltigen bey der Schönheit — *Haltung* — Psychologischer Grund von der Nothwendigkeit der Haltung — Schätzung der Schönheit nach einem zusammengesetzten dreyfachen Verhältniſſe — Berichtigung einer Sulzerſchen Bemerkung über die Schätzung der Schönheit — Erforderliche Fähigkeit in der Seele, um von der Mannichfaltigkeit haltungsmäßig afficirt zu werden — Erforderliche Fähigkeiten zur Erkenntniß der Einheit — *Vorzügliche Fähigkeiten* zur Erkenntniß der Schönheit überhaupt: *Vernunft, Einbildungskraft und Haltungsgedühl* — Uebrigé nothwendige Fähigkeiten zur Erkenntniß des Stoffes der Mannichfaltigkeit — Richtiges Verhältniß unter den drey zum Geſchmack erforderlichen Hauptfähigkeiten — Die Größe der Vernunft an ſich iſt dem Geſchmacke nicht hinderlich, obſchon ihre *unverhältnißmäßige* Größe — Unverträglichkeit verſchiedener Seelenkräfte untereinander — Hauptbedingungen des guten Geſchmackes, und Beſchaffenheit deſſelben bey verſchiedenem Geſchlechte und Alter.

Zweyter Abſchnitt.

Seite 65

Art der Kultur der zum Geſchmack erforderlichen Fähigkeiten — Schwierigkeit bey der Vervollkommnung des Haltungsgedühls und deren Urfachen — Einfluß des Charakters auf das Haltungsgedühl — Verwechſelung des Schönen mit dem Nützlichen — Einfluß der vergeſſenſchafteten Ideen und der Eigenliebe auf das Urtheil vom Schönen — Verwechſelung des Seltenen mit dem Schönen — Verfälfchung des Urtheils über die Schönheit durch die größern ſinnlichen Empfindungen — Einfluß des Geizes auf das Schönheitsgedühl — Verſchiedenheit des Haltungsgedühls unter verſchiedenen Menſchen — Aufgabe einer allgemeinen Handlungsregel — Deutlichere Auseinanderſetzung der Frage nach den beſten Grundſätzen der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte — Sie bezieht ſich auf die Angabe eines gemeinſchaftlichen Endzweckes der Künſte überhaupt — Warum wir bey den Schönheiten der Natur um dieſen fernern Endzweck weniger bekümmert ſind, als bey den Schönheiten der Kunſt? —

Dieſe Forderung des Endzweckes widerſpricht nicht dem weſentlichen Charakter der Schönheit — Batteux's Grundſatz der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften wird widerlegt — Der Endzweck der Künſte, worauf ihre Einheit und ſolglich auch die Haltung abzielt, muß etwas allgemeingültiges, die Beförderung der Glückſeligkeit, ſeyn — Die Frage nach einer allgemeinen Regel für die Haltung fällt mit der Frage nach einer allgemeinen Regel für die Glückſeligkeit zuſammen — Die Wirklichkeit einer allgemeinen Glückſeligkeitsregel wird durch die Stimme der Natur beſtätigt — Sie beſteht in der *verhältnißmäßigen* Erweiterung aller Fähigkeiten, um die größte Summe von Realitäten durch ſie hervorzubringen — Die allgemeine Regel leidet in der Anwendung nach Lage und Verfallung verſchiedne Modifikationen — Die Abweichung der Menſchen von einander in Anſehung der Begriffe von Tugend und Laſter iſt nicht ſo wichtig, als ſie ſcheint — Vergleichung der dunklen Gegenwart des Glückſeligkeitsgeſetzes in der Seele mit der dunklen Gegenwart des Geſetzes der Harmonie in derſelben; des *moralſchen Geſetzes* mit dem *myſtiſchen Gehöre* — Fortgeſetzte Parallele zwiſchen den letzten beyden — Ganze Völkerſchaften können keine Begriffe von Tugend und Laſter haben, die den unfrigen ſchnurſtracks entgegen wären, obſchon Bedürfniſſe und Verfaſſungen Abweichungen von der allgemeinen Glückſeligkeitsregel ihnen nothwendig machen können — Den *Griechen* und *Römern* waren Tugend und Laſter was ſie uns ſind — Widerlegung der aus dem Geſamtheile dieſer Meynung entſtandenen Behauptung, daß es keine allgemeine Sittenlehre gebe — Wie viel bey dieſer Unterſuchung auf den richtigen Begriff von der höchſten Glückſeligkeit ankommt — Uebereinkunft der Regeln der Haltung mit der Regel der Glückſeligkeit — Die Meiſterstücke des Alterthums verlieren durch dieſen Grundſatz nichts von ihrem Schönheitswerth — Einfluß der Sittlichkeit auf den guten Geſchmack — Genauere Beſtimmung dieſes Einfluſſes, um einem Mißverſtande vorzubeugen.

Dritter Abſchnitt.

Seite 151

Nothwendiges Verhältniß zwiſchen den drey zum guten Geſchmack erforderlichen Hauptfähigkeiten — Eigene

Benennungen des Geschmacks, die aus der Verschiedenheit dieses Verhältnisses entspringen — Schätzungsart des Geschmacks zweyer Subjekte gegen einander — Umstände, welche bey ganzen Nationen auf die Kultur der zum Geschmack erforderlichen Fähigkeiten von Einfluß sind — Erstlich, die *Freiheit im Denken* — Zweytens, die *Religion* — Drittens, die *Sittlichkeit* — Vorzügliches Interesse der geselligen Neigungen — Untersuchung, in wie weit bloß körperliche Gefühle schickliche Gegenstände der schönen Künste seyn können — Vorstellung des körperlichen Schmerzes auf der Bühne — Unterschied zwischen *Sympathie* und *Mitleiden* — Widerlegung einer *Smithschen* Behauptung — Unterschied der Empfindung, welche die Anschauung körperlicher und Gemüthsleiden hervorbringt — Art wie der Dichter sich des körperlichen Schmerzes auf der Bühne mit Vortheil bedienen kann — *Philoktet* des *Sophokles* — Verchwisterung der Gefeligkeit und des Geschmacks am Schönen — Auffallende Verknüpfung beyder im Gemusse — Viertens, der *Ueberflugs* — Fünftens, das *Klima* — Sechstens, die *Regierungsform* — Zusammenfluß der günstigen Umstände für den Geschmack bey den Griechen.

Zusatz

Seite 221

Auffallende Untersuchung im achtzehnten Jahrhundert über den inneren Werth der Tugend und der Schönheit — Worin man nach *Hutcheson* und *Hume* mit dem moralischen Gefühl zu weit gegangen ist — *Robinet* macht aus dem moralischen Gefühl einen sechsten Sinn — Eben so *Dübos* aus dem Schönheitsgefühl — Schwierigkeiten in welche *Dübos* sich unvermerkt verwickelt — Irrige Verwechslung der Schönheit mit der angenehmen Empfindung, die sie erregt — Zwiefache Quelle von der Verschiedenheit der Geschmacksurtheile — Es giebt schlechterdings keine bloß subjektive Eigenschaft eines Dinges — Einige subjektive Regeln, nach welchen wir den Eigenschaften der äußern Dinge einen subjektiven oder objektiven Werth beylegen — Schluß.

ERSTER

ERSTER ABSCHNITT.

Um die wahre Quelle vom Steigen und Fallen des Geschmacks bey verschiedenen Nationen zu entdecken, glaube ich, thun wir am besten, wenn wir vorher dem Grunde seiner Verschiedenheit unter einzelnen Menschen ohne Rücksicht auf ihre Nationalabweichung nachspüren. Der Einfluß, den Erziehung und Bildung bey besondern Personen auf diejenigen Seelenfähigkeiten haben, welche zum guten Geschmack erfordert werden, ist eben derjenige, welchen Klima, Regierungsart und Religion auf ganze Völkerchaften hat. Beyde geben dem Menschen eine eigenthümliche Form, modeln seine Seele so, daß sie zur Annahme einer gewissen Richtung vorzüglich fähig wird, und indem sie entweder die ganze Summe seiner Kräfte und Neigungen ausdeh-

A

nen oder einschränken, oder auch nur einige derselben zu stärkerem oder schwächerem Emporstreben gewöhnen, so entspringt allmählich ein Resultat, das bey einzelnen Menschen *persönlicher* und bey Völkern *Nationalcharakter, Nationalgenius* wird. Die Frage ist also: welches sind die Fähigkeiten der Seele, die vorzüglich zum guten Geschmack erfordert werden, und welches die Umstände, die diese befördern oder einschränken? Aus der Beantwortung dieser Frage muß es sich ergeben, daß diejenige Nationalverfassung, so wie diejenige Privaterziehung, welche zur Pflege dieser Fähigkeiten das meiste beyträgt, zugleich der Bildung des guten Geschmacks am vortheilhaftesten ist, und daß, je nachdem diese Umstände (durch welche Ursache es sey) auf der einen oder der andren Seite eine Aenderung leiden, der gute Geschmack in eben diesem Verhältnisse bald zu- bald abnehmen muß.

Ohne uns in die Untersuchung der genaueren logischen Erklärung des Begriffes *Geschmack* einzulassen, können wir uns hier mit dessen Gebrauch im gemeinen Leben begnü-

gen, wo seine Bedeutung ziemlich bestimmt zu seyn scheint. Denjenigen, der die Fähigkeit, das wahre Schöne und Hässliche in den Gegenständen zu erkennen und zu entdecken, in einem vorzüglichen Grade besitzt, nennt man einen *Mann von Geschmack**); und je nach-

*) Diese Bedeutung des Begriffes *Geschmack* welche der Sprachgebrauch an die Hand giebt, deutet mir dessen Wesen weit entsprechender, als die Erklärung *Hugo Blair's*, nach welcher der Geschmack in der *Fähigkeit von den Schönheiten der Natur und der Kunst angenehm gerührt zu werden* †) besteht. In diesem Sinne wäre er nur ein leidendes, von allen deutlichen oder dunklen Seelenthätigkeit entbloßtes Vermögen, so wie die von allen mitverbundenen Urtheilen abstrahirte Empfindungsvorstellung jedes andren Sinnes. In diesem Verstande genommen, ist es freylich *a priori* ausgemacht, was *Blair* aus Erfahrung behauptet, daß der Geschmack ein allgemeines Vermögen sey, welches durchaus jedem Menschen, nur in verschiedenen Grade, zukomme. Er muß es seyn; denn Schönheit ist eine Unterart von *Vollkommenheit*. Von der Anschauung derselben angenehm gerührt werden, heißt: an der Anschauung der Vollkommenheit überhaupt Gefallen haben; und dieß ist ein oberstes Grundgesetz, das jeder menschlichen Seele so wesentlich ist, als das Gesetz der Affociation oder jedes andre Denkgesetz. Allein eben dieser Allgemeinheit halber, eben darum, weil Gefallen an Schönheit nichts anders ist, als Gefallen an Vollkommenheit überhaupt; kann dieses Lustgefühl nicht das Wesen des Geschmacks ausmachen. Es wäre sonst ein unerklärbarer Eigensinn aller Sprachen, daß sie gerade

†) *Vorlesungen über Rhetorik* u. s. w. T. 1. S. 24.

dem diese Fähigkeit sich bis auf die feinsten verborgensten Schönheiten und Hässlichkeiten erstreckt, die nur von wenigen, bemerkt, obgleich allgemein dafür gehalten werden, sobald man sie erkennt; je nachdem sie sich auf Gegenstände verschiedener Art verbreitet; je nachdem sie den Regeln der Vernunft und dem allgemeinen Gefühl am gemäsesten

diese Fähigkeit, vom Schönen angenehm geführt zu werden, und nicht auch die Fähigkeit an der Anschauung der Tugend, der Freundschaft, der Wahrheit u. s. w. Vergnügen zu finden, einer eignen Benennung würdigen. Es müßte so viele Namen der besondern Genußarten geben, als groß die Menge von Untertanen der Vollkommenheit ist, auf welche das allgemeine Gefühl angewendet werden kann.

Offenbar verwechselt der englische Weltweise hier die *Erkenntnisfähigkeit des Schönen* mit dem *Gefühl für das Schöne*. Das letztere ist bloß etwas Leidendes, das ohne alle willkürliche Kraftausserung, sobald das Schöne dargestellt und erkannt wird, sich uns aufdringt, so wie die Farbenvorstellung eines Gegenstandes, sobald dessen Strahlen auf unsre Augen fallen. Es ist daher eben so allgemein wie diese, indem die Seelenorganisation (man erlaube mir diesen Ausdruck) zufolge welcher auf die Anschauung der Schönheit die Vorstellung von Lust entsteht, eben so allgemein ist, als die körperliche, nach der auf eine gewisse Strahlenaffektion des Netzhäutchens die Vorstellung von Farbe folgt. Nur freylich beruhet in beiden der Grad dieser Vorstellung auf dem Grade der Vollständigkeit des Organs, der bei verschiedenen Menschen verschieden seyn kann. Und eben dieses gilt vom Gefühl

ist: wird der Geschmack ein *feiner, richtiger, guter, gesunder* u. s. w. genannt. Der Geschmack ist, so wie jedes andre Vermögen der Seele, von höherem Werthe, wenn er nicht im bloßen Erkennen besteht, sondern in Handlung übergeht und sich bis zum Hervorbringen erstreckt. Der Baumeister und der Tonkünstler, die in ihre Werke einen reichhalt-

bey jeder Art der obenerwähnten Vollkommenheiten. Der Mensch vom boshaftesten Gemüthe oder vom eingeschränktesten Kopfe, muß bey einer tugendhaften Handlung einer Wahrheit das Gefühl von Lust haben, sobald er sie aufhaut, d. i. sobald er sie für Tugend oder Wahrheit erkennt.

So bald er sie *erkennt*; aber dieses *Erkennen* muß allerdings vorhergehen. Es ist eine eben so notwendige Bedingung dieses Gefühls, als die Durchsichtigkeit der Hornhaut oder die Empfindlichkeit des Sehnervens bey der Gesichtsfantation Und dieses *Erkennen* ist keinesweges etwas bloß Leidendes, sondern besteht, wie jedes Erkennen überhaupt, im Vergleichen, Urtheilen, und setzt nothwendig thätige Ausübung der Seelenkräfte voraus. Da nun, ob schon gleiche Seelenkräfte allen Menschen angeboren sind, ihre Ausübung dennoch so sehr von Cultur abhängt, daß ohne diese ihr Saame nie zum Aufkeimen kommt, und daß sie eben so wenig einer Thätigkeit fähig werden, als ein gesunder Muskel, der nie in Übung gesetzt worden; so sieht man, daß das *Erkennen* der Vollkommenheit bey weitem keine solche durchgängige Allgemeinheit haben kann, als das Gefühl für dieselbe, wenn sie erkannt wird, oder wenn man sie zu erkennen glaubt. Und es ist offenbar eben so mit dem Worte *Geschmack* gesagt, wenn

tigen Stoff für den Mann von Geschmack le-
gen, haben allerdings ein weit größeres Ver-
dienst, als der bloße Kenner und Beurtheiler.
Jeder Künstler ist immer in demselben Ver-
hältniß zugleich Kritiker, obschon er sich
während seines Geschäftes der kritischen Re-
geln nicht immer deutlich bewußt seyn kann
oder darf; aber von diesem zu jenem ist noch
ein weiter Schritt.

Offenbar erstreckt diese Fähigkeit sich
überall hin, wo Schönheit und Häßlichkeit,
das ist, wo Vollkommenheit und Unvollkom-
menheit, denkbar sind: und wo sind diese nicht
denkbar? Es müßte bey einem Gegenstande
seyn, bey dem weder Uebereinstimmung noch
Misselligkeit Statt fände, also, der gar nichts
Mannichfaltiges enthielte, kurz, bey einem

wir ihn mit *Blair* den Wilden zueignen, weil sie an ihrem
abgeschmackten und oft abscheulichen Verzierungen, die sie für
schön erkennen, Vergnügen finden; als es mit dem Worte
Moralität gespielt wäre, wenn wir sie den Wilden beylegten,
denen Ausübung der Rache ein sittliches Gesetz ist, und die
bei der Anschauung ihres gepielsten Feindes Lust empfinden.

Ich werde in der Folge, bey Zergliederung der Seelenkräfte
die zum Geschmack erfordert werden, mehr Gelegenheit haben,
den Irrthum von der Verwechslung des *Geschmackes* mit dem

einfachen Wesen, das weder der Ausdehnung
nach viele Theile hat, noch in der Intension
Grade der Kräfte besitzt, einem — Udinge!
Es giebt daher Schönheit und Häßlichkeit in
jedem sinnlichen und vernünftigen Gegen-
stande, in jeder Kunst, in jeder Wissenschaft,
in jeder Seelenfähigkeit, in jedem Begriffe, in
jeder Bewegung. So weit erstreckt sich das
Gebiet des *Geschmackes*. —

Schönheit ist nichts anders, als die *klar vor-
gestellte Vollkommenheit*; und diese besteht in
der Mannichfaltigkeit, welche zur Einheit
übereinstimmt. Ist diese Einheit ein sinnlicher
Gegenstand, so wird sie *sinnliche*, ist sie ein
Gegenstand der Vernunft, *vernünftige Schön-
heit*. — Doch, damit ich mir nicht selbst
zu sehr vorgreifen darf, so erlaube man mir

Gefühl, auseinander zu setzen, der eigentlich die Folge einer
andern irrigen Verwechslung des *Vorwüßlichen* des Schönen
mit der *subjektiven* Empfindung ist. Aber ich habe diese
vorläufige Anmerkung nicht für entbehrlich gehalten, um den
Leser im voraus auf diesen wichtigen Unterschied zwischen *Er-
kennen* und *Fühlen* aufmerksam zu machen, besonders da def-
sen Vernachlässigung nicht bloß in der Theorie des Schönen,
sondern auch in der Sittenlehre so manchen irrigen Grundplatz
erzeugt.

einige Schritte rückwärts in das Gebiet der Seelenlehre, um aus einigen daseibst ausgemachten Sätzen, die Entstehung dieses Baumgartenfischen Begriffes der Schönheit, und dessen fruchtbare Folgen zu entwickeln.

Alle unsre Erkenntnis zerfällt in die beyden Hauptklassen, *sinnliche* und *vernünftige*, von deren Verschiedenheiten ich, ohne mich in die tiefen Untersuchungen jenes großen kritischen Seelenumflegers einzulassen, nur die auffallendsten anführen will, die gänzlich außer allen Gränzen der Streitigkeiten liegen und gerade zu meinem Endzwecke dienen.

Erfstlich: Die Gegenstände aller *sinnlichen* Erkenntnis sind *einzelne*, in Raum und Zeit wirkliche, oder als wirklich gedachte Dinge; die Gegenstände der *vernünftigen* Erkenntnis sind allgemeine, mehrere einzelne unter sich begreifende, oder auf mehrere einzelne sich beziehende, folglich nicht in Raum und Zeit wirkliche Dinge.

Zweytens: Bey der reinen, von aller vernünftigen unvermischten, *sinnlichen* Erkenntnis verhalten wir uns blofs leidend: und sie

enthält daher nichts, was wir etwa in die äußern Gegenstände als Eigenschaften hinübertragen; sondern ihr ganzes Wesen besteht in der Perception unsres veränderten innern Zustandes. Bey der Vernunftkenntnis hingegen ist die Seele in wahrer Thätigkeit, indem sie nach ihr vorgeschriebenen unveränderlichen Grundgesetzen, die verschiedenen innern Zustände gegen einander hält, und aus ihrer Vergleichung Resultate herausbringt, die sie dann mit Zuverlässigkeit als Eigenschaften in die äußern Gegenstände hinüberträgt, die als die Gründe jener innern Zustände angesehen werden. — Mit welchem Fug sie diesen Sprung aus dem engen Kreis ihrer Vorstellungen in die weite Region der äußern Gegenstände wagt? ob der Schlufs: wie die Folgen sich unter einander verhalten, so müssen sich auch deren Gründe verhalten, sie hinlänglich dazu berechtigt? oder ob dieser Schlufs selbst nicht etwa schon ein Resultat jenes kühnen Schrittes ist? — dies ist eine Unterfuchung, die vor *Kants* Gerichtsbarkeit geendigt werden mag, die aber in meinen Bezirk nicht hinge-

hört. Mir ist es genug, das die Seele wirklich so verfährt.

Daraus ergibt sich *drittens*, das alle sinnliche Erkenntnisse, da sie nur Vorstellungen unsres innern Zustandes sind, bloß subjektiv sind; nach den verschiedentlich modificirten Organen bey mehreren Menschen verschieden seyn können und also nur eine *Privatgültigkeit* haben. Was mir nach der Modification meiner Geschmacks- und Geruchsnerven angenehm schmeckt oder riecht, kann bey einem andren, nach der Bildung seiner Nerven, gerade die entgegengesetzte Vorstellung errögen; und unser beyder Vorstellungen sind wahr und richtig. Was daher *Gravesand* von den Farben bemerkt, gilt im Grunde von allen Empfindungen: das esnehmlich gar nicht ausgemacht ist, ob die Affection der Seele bey den sinnlichen Eindrücken in allen Menschen nicht ganz verschiednen und ungleichartig sey, obschon sie zu deren Bezeichnung sich eines und desselben Ausdruckes bedienen. Hingegen sind alle Vernunftkenntnisse *allgemeingültig*, indem diese nicht die Beschaffenheit

unsers innern Zustandes, sondern eines äußern Gegenstandes ausdrücken; und diesem muß sie entweder zukommen oder nicht zukommen, ohne das die verschiednen Subjekte durch ihre Vorstellungen diese Beschaffenheit *in ihm* auf diese oder jene Weise verändern können. Es folgt daraus der bekannte Satz: das man zwar über Vernunfttheile, aber nicht über Empfindungen streiten kann.

Viertens: Jedes Ganze besteht aus mannichfaltigen Theilen, die entweder mit und untereinander zu einer Einheit, als dem Endzwecke übereinstimmen, wie z. B. die Räder einer Uhr zur Bewegung des Zeigers, oder die einzelnen Figuren und Gruppen in einem Gemälde zur Erregung des Haupteindruckes; oder nicht übereinstimmen. Eine solche Uebereinstimmung nennt man *Vollkommenheit*, die desto größer ist, je größer die Mannichfaltigkeit und je genauer die Uebereinstimmung ist; das Gegentheil, die Nichtübereinstimmung, nennt man *Unvollkommenheit*, die wieder verschiedener Grade fähig ist.

Fünftens: In der Psychologie wird gezeigt, daß das Wesen aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen in der Seele in Vorstellungen von *Realitäten* und *Verneinungen* besteht; daher alles, was ihrer Vorstellungskraft *Realitäten* darbietet, oder ihr Vermögen, dieselbe zu fassen, erleichtert, in der Anschauung ihr Lust gewährt: so wie umgekehrt alles, was ihr *Verneinungen* darbietet, oder das Fassen der *Realitäten* ihr erschwert, das Gefühl von Unlust in ihr erzeugt. Da nun jede Uebereinstimmung einer Mannichfaltigkeit für die Seele ein Erleichterungsmittel ist, die Mannichfaltigkeit zu fassen, jede Nichtübereinstimmung hingegen ihr dieses Fassen erschwert; so muß die Anschauung der Vollkommenheit ihr Lust, die Anschauung der Unvollkommenheit aber Unlust gewähren; oder mit andern Worten: die Vollkommenheit *gefällt*, die Unvollkommenheit *mißfällt* ihr.

Sechstens: Das *Gefallen* und *Mißfallen* eines Gegenstandes macht dessen *Werth* aus: eine Eigenschaft, die ihm nicht an und für sich, ohne alle Vergleichung mit etwas andrem,

sondern in Beziehung auf unser Gefühl von Lust und Unlust zukommt. Es hat aber jede *absolute* Eigenschaft einen einzelnen Grund in dem Dinge, seinem Subjekte; jede *relative* hingegen einen doppelten in den beyden sich auf einander beziehenden Dingen, bey deren Veränderung eines jeden die Eigenschaft nicht mehr dieselbe bleibt. So folglich auch die erwähnte Eigenschaft, der *Werth*: Sie ist in dem Gegenstand und in unser Seele gegründet. Also hat sie auch einen doppelten Erkenntnisgrund: einen objektivischen der Sache, und einen subjektivischen unsers Zustandes, und zwar nach der obigen Auseinandersetzung, den ersten durch die Vernunft, den zweyten durch das Gefühl.

Ich habe mich absichtlich bey der weitläufigen Erläuterung dieser Sätze nicht aufhalten, weil ich sie als nothwendige Folgen der ersten Principien jeder gefunden Seelen- und Vernunftlehre ansehe, deren Unstreitigkeit ich bey meinen Lesern voraussetzen kann. Indes dient mir ihre Erwähnung hier mehr zur Grundlage meiner künftigen Untersuchung

über die objektivische oder subjektivische Natur des Schönen, als zur Entwicklung des Baumgartenischen Begriffes desselben; und ich muß zu diesem Ende noch eine etwas ausführlichere Zergliederung des Begriffes *Gefallen* hinzuthun.

Alles was gefällt, gefällt entweder *mittelbar*, weil es uns zur Erlangung eines gewissen Zweckes dient, oder *unmittelbar* an und für sich. Der Besitz des Geldes, und zuweilen schon dessen Anschauung, gefällt dem Vernünftigen nur mittelbar, weil er dadurch die Befriedigung verschiedener Bedürfnisse erreichen kann; der Genuß einer Speise gefällt unmittelbar durch den guten Geschmack. Es giebt Dinge, die unmittelbar mißfallen und doch mittelbar gefallen, wie der Genuß einer Arznei; und umgekehrt, die mittelbar mißfallen und gleichwohl unmittelbar gefallen, wie der Genuß einer Speise, deren Schädlichkeit für unsren Körper wir kennen, zu dem wir aber durch ihren angenehmen Gaumenkützel gereizt werden; desgleichen die Befriedigung jeder andren Begierde in einem ausschweifenden Gra-

de, deren verderbliche Folgen sich uns vor Augen stellen und deren gegenwärtiger Annehmlichkeit wir nicht widerstehen können. Das *mittelbar Gefällige* nennt man *gut*. Es liegt in dem Begriff des Guten, daß es zu etwas gut seyn muß. Hier ist also eine Beziehung zwischen Mittel und Endzweck, eine Vergleichung beyder gegen einander, die, wie jede Beziehung, nicht empfunden, sondern bloß durch die thätige Kraft der Seele, die Vernunft, angestellt und erkannt werden kann. Das *unmittelbar Gefällige* hingegen nennen wir *angenehm*. Der nächste Gegenstand desselben ist unsre Empfindung, wobey keine Vergleichung vorgeht, sondern dessen ganzes Wesen in der leidenden Anschauung unseres veränderten Zustandes besteht, und dessen Erkenntnis daher lediglich vom Gefühl abhängt.

Diese verschiedene Arten des Gefallens gebraucht die Natur, um in der thierischen Oekonomie ihre großen Endzwecke zu erreichen, sehr weislich auf verschiedene Art. Bey den Thieren, die nicht durch Vernunftkenntnisse zu ihren Handlungen bestimmt werden,

geschieht alles aus unmittelbarer Luft. Dem Menschen aber hat die Natur dazu Vernunft verliehen, daß er die Dinge, die ihm an und für sich keine Luft gewähren oder wohl gar missfallen, dennoch als Mittel zu künftigen Genüssen wählen kann. Sie verlah ihn daher nicht wie die Thiere mit einem unmittelbaren Vergnügen an dem Genuße eines gewissen Heilkrauts wenn er krank ist, oder mit dem Triebe sich eine Ader aufzureisen wenn eine Unordnung in seinem Körper Statt findet, die, wie die Vernunft lehrt, aus Vollblütigkeit entsteht. Die Ameise wird zum Sammeln, die Schwalbe zum Nestbauen durch ein unmittelbares Vergnügen an diesen Handlungen getrieben. Es wäre lächerlich, ihnen einen solchen Grad von Voraussehung zuzuschreiben, daß sie dieselben als Mittel zu gewissen Endzwecken unternehmen sollten. Woher soll jene es wissen, daß eine Zeit des Mangels kommen wird? welch ein hoher Grad von Vernunftkenntniß wird nicht zu dieser haushälterischen Betrachtung erfordert? (Ohne einmal der Wilden zu erwähnen, die alle Morgen ihre Schlafdecke

ver-

verkaufen, ungedenkt daß sie sie des Abends wieder kaufen müssen) — wie viele vernünftige gestittete Geschöpfe machen jene Reflexion nicht? — Woher soll diese es wissen, daß sie durch die Befriedigung ihres Begattungstriebes Junge zur Welt bringen wird, welche Wartung und Schutz bedürfen? — Eben so ist es mit dem Wandern der Zugthiere. Es muß nothwendig ein Instinkt in ihnen seyn, dessen unmittelbare Befriedigung in diesem Wandern besteht. Der Mensch unternimmt alle diese Handlungen gleichfalls: er sammelt, bauet, und wechselt seinen Wohnort; er thut sie aber nicht aus unmittelbarer Luft, sondern aus Vernunftgründen, als Mittel gewisse angenehme Endzwecke dadurch zu erreichen. Bey den Thieren sind es daher nur Vernunftähnliche Handlungen, *Analoga rationis*. Doch ist es von der andren Seite eben so merkwürdig als weise, daß die Natur bey denen Handlungen, auf denen ihre wichtigsten Endzwecke beruhen, (als der Erhaltung der Gattung und des Einzelnen,) selbst bey dem Menschen es nicht auf die Vernunft allein wollte ankommen

B

lassen, sondern mit ihnen ein unmittelbares Vergnügen verband, das ihn zu ihrer Verrichtung hinreißt, damit er auch ohne deutliches Bewusstseyn der Folgen jene große Absichten gleichsam instinktmäßig befördern sollte. Wäre unsre Vernunft minder eingeschränkt und zu allen Zeiten Beherrscherin unserer Neigungen, so hätte die Natur es nicht nöthig gehabt, mit der Ausübung jener Handlungen eine solche unmittlere fast unwiderstehliche Luft zu verknüpfen: wir würden sie dennoch als Mittel unternommen haben; wir würden uns begatten, essen und schlafen, nicht des Genußes oder der Befreyung von Schmerzen wegen, sondern um unser Geschlecht fortzupflanzen, um die verlorenen Theile unsres Körpers zu ergänzen und die erschöpften Kräfte zu sammeln: aber wie oft würden wir bey der gegenwärtigen Eingeschränktheit unsrer Vernunft ohne jene mächtigen Reitze diese Handlungen vernachlässigen! Es ist übrigens eine Quelle vieles physischen sowohl als moralischen Uebels unter den Menschen, das ihnen das, was bloß als Mittel einen Werth hat, unmittelbar gefällt,

und das unmittelbar Gefallende sie nur als Mittel reizt. Den Geizigen belüftet das Geld unmittelbar; und Wissenschaften, Religion und Tugend, die ihren Werth in sich haben, gefallen oft nur als Mittel zur Erlangung eines Endzweckes. Und überhaupt dünkt mir, daß die Befriedigung jeder Neigung in einem gewissen Grade Mittel zur Glückseligkeit und gut ist, das Wesen aller Laster beruhe darauf, daß wir entweder das Verhältniß der Mittel zu dem Endzwecke nicht genau kennen, oder daß wir das *mittelbar Gute* mit dem *unmittelbar Gefallenden* verwechseln. Dies im Vorbeygehen. Ich fahre in meiner Eintheilung fort.

Alles *Angenehme* gefällt entweder in der *Materie*, oder in der *Form*. Ein schmackhaftes Getränk gefällt in der *Materie*, wegen des Gaumenkützels den es hervorbringt. Der Anblick einzelner Mauersteine hingegen erregt an sich weder Gefallen noch Mißfallen; werden sie aber nach einem gewissen Verhältnisse so über einander gelegt, daß sie eine Säule bilden, so erweckt ihre Anschauung eine angenehme Empfindung, also bloß durch die Vorstellung ih-

rer *Form*. Es giebt Dinge, die in der *Materie* sogar mißfallen, aber in der *Form* dennoch gefallen, und so umgekehrt. Die einzelnen Töne mancher Instrumente können auf das Gehör einen widrigen beleidigenden Eindruck machen; und ihre harmonische Zusammenstellung gefällt dennoch, wie z. B. das durchdringende Pfeifengequiecke in Reichardt's meisthafter Composition der Hexengefänge im *Macbeth*. Ein trunkenes altes Weib mißfällt an sich in der Empfindung bis zum Ekel, so gern wir auch die Beschreibung desselben im *Horaz* lesen. Von der andren Seite wiederum kann die disharmonische Zusammenetzung von Tönen in der *Form* uns im höchsten Grade mißfallen, die, einzeln auf einem gewissen Instrumente angegeben, eine angenehme Empfindung erregen.

Diese Vorstellung der *Form*, obschon sie bey Gelegenheit der reinen sinnlichen Erkenntnis entspringt, ist dennoch wesentlich von ihr verschieden; indem sie nicht wie diese bloß in der Anschauung unserer veränderten Zustände, sondern in der Wahrnehmung des Ver-

hältnisses unter diesen veränderten Zuständen besteht. Und da der Grund dieses Verhältnisses nicht wieder in uns, sondern in den Gegenständen ist, in so fern sie auf eine gewisse Weise neben oder nach einander jene Veränderungen unsers Zustandes hervorbringen, so ist es selbst nichts Subjektivisches, sondern etwas Objektivisches, das den Gegenständen anhaftet, und hat folglich nicht, wie die rein sinnliche Erkenntnis, die von der Verschiedenheit der Organe abhängt, eine bloße Privatgültigkeit, sondern ist, wie alles Objektivische, allgemeingültig.

Diese Wahrnehmung der *Form* kann aber zweifach seyn: *Anschauung* und *Erkenntnis*. *Jenes*, in so fern bloß der Totalzustand, der aus den mannichfaltigen in einem gewissen Verhältnisse veränderten Zuständen entspringt, und als eine Erscheinung von uns vorgestellt wird, ohne daß wir die Theile woraus er besteht, zergliedern; denn obschon das Verhältniß an sich etwas Objektivisches ist, so bringt es doch eine gewisse ihm angemessene Modification unsres Zustandes hervor, der als eine

Erscheinung ein besonderer Gegenstand unse-
rer Vorstellung wird. Wenn nemlich die ein-
zelnen veränderten Zustände wegen ihrer zu
schnellen Folge auf einander oder wegen ihres
dichten und stätigen Beyammenseyns in ein-
ander fallen; so entsteht daraus ein einziger
ganzer Zustand in der Seele, dessen Theile sie
nicht unterscheiden kann, und der, wie jede
sinnliche Erkenntnis, nur *klar* erkannt wird. So
ist es z. B. bey jedem einfachen Ton, wo der
Zustand der Seele doch unfreutig von jeder
einzelnen Vibration desselben verändert wird;
aber diese schnell auf einander folgenden Ver-
änderungen gehen in eine einzige über, und
diese giebt in der Erscheinung die Vorstellung
des Tones. Eben so gehen viele Töne, die zu-
gleich angegeben werden, in ein einziges Ganze
als Erscheinung über, weil sie in einander fal-
len, und die Seele die einzelnen veränderten
Zustände nicht unterscheidet. — *Dieses*, wenn
wir, da die Form als etwas Objektives
einer reinen Vernunftkenntnis fähig seyn
muß, diesen Totalzustand in seine Theile auflö-
sen, und ihr Verhältniß gegen einander uns

deutlich vorstellen. So können wir z. B. in
einer Menge zugleich klingender oder auf ein-
ander folgender Töne, den Gehalt jedes einzel-
nen berechnen und das daraus entspringende
Verhältniß durch die Vernunft einsehen. Eben-
dies ist der Fall bey den Werken aller übri-
gen Künste überhaupt.

Ich muß hier nothwendig einem Misver-
ständnisse zuvorkommen, das in der Folge mei-
ner Untersuchungen zu neuen Misverständniß-
sen Gelegenheit geben könnte. Wenn ich
die Anschauung unsers Totalzustandes, der aus
dem Verhältnisse der einzelnen veränderten
Zustände entspringt, eine *Erscheinung* nenne,
so muß man diese nicht mit reinen Empfin-
dungen, d. i. mit der Anschauung der einzel-
nen Zustände, für einerley halten, welche durch
einfache sinnliche Eindrücke in uns entstehen,
die sich uns aufdringen, indem wir uns dabey
bloß leidend verhalten, und die man auch *Er-
scheinungen* nennt. Jene besteht im Grunde in
einem Verhältnisse; und jede Wahrnehmung
eines Verhältnisses erfordert die Anwendung
thätiger Kräfte, welche unter den sich verhal-

tenden Dingen Vergleichungen anstellen. Nur darin unterscheidet sich die *Anschauung* von der *Erkenntnis*, das bey der ersten diese Anwendung schnell geschieht, ohne das wir uns ihrer bewußt sind, das wir bey der letzten hingegen diese Kräfte mit deutlichem Bewußtseyn ausüben: eben so wie jemand, der im Rechnen sehr geübt ist und dem die Auflösung eines arithmetischen Problems sich in einem Augenblicke darbietet, dieselben Kräfte, nur ohne Bewußtseyn, bey dieser Operation anwendet, wie ein minder Geübter, der mit langsamer Anstrengung und dem deutlichsten Bewußtseyn der Regeln die Auflösung zu Stande bringt; oder, um mich eines sinnlichen Gleichnisses zu bedienen: so wie bey dem Anblick der Milchstraße durch das unbewafnete Auge eben so viele Punkte der Netzhaut erschüttert werden, als bey deren Beobachtung durch das Fernglas; nur das im ersteren Falle diese einzelnen Erschütterungen kein Bewußtseyn erwecken, und wir daher nur eine klare Vorstellung vom Ganzen haben; im letztern Falle hingegen die Vorstellungen jener Erschütterungen mit Bewußtseyn verbun-

den sind, und wir daher vom Ganzen eine deutliche Erkenntnis haben. Und hierin allein muß man bey der logischen Unterscheidung der *klaren* Vorstellungen von den *deutlichen* die Gränze zwischen beyden setzen, das bey jenen das Bewußtseyn sich bloß auf das Ganze, bey diesen aber auch auf dessen Theile erstreckt. Wenn ich daher in der Folge von den thätigen Kräften bey Vorstellung der Form reden werde, so gilt dieses von der Anschauung derselben als Erscheinung nicht weniger, als von deren deutlicher Erkenntnis.

Beyde Arten von Vorstellungen der Form, die deutliche oder vernünftige sowohl, als die klare oder sinnliche, haben die Fähigkeit, unter den gehörigen Bedingungen das Gefühl von Lust und Unlust in der Seele zu erwecken. Aber zwischen beyden Empfindungen zeigt sich *erstlich* der Unterschied, das diejenige die aus der deutlichen Erkenntnis entspringt, von längerer Dauer, aber minder lebhaft; die aus der klaren Anschauung entsteht hingegen, lebhafter, aber von kürzerer Dauer ist. *Zweytens* giebt es eine gewisse Heterogenität

zwischen ihnen, die sehr unterscheidend gefühlt, aber, so wie Ungleichartigkeit zwischen Empfindungen überhaupt, durch Worte nicht beschrieben werden kann. Man nennt daher, um sie genauer zu bestimmen und von einander zu unterscheiden, die Empfindung der deutlichen Erkenntnis der Form: *Empfindung der Vollkommenheit* und *Unvollkommenheit* überhaupt, so wie den Gegenstand, der dieser deutlichen Erkenntnis wegen gefällt oder mißfällt, *vollkommen* oder *unvollkommen* schlechtweg; hingegen die Empfindung der klaren Vorstellung der Form: *Empfindung der Schönheit* und *Häßlichkeit*; und den Gegenstand, der dieserhalb Gefallen oder Mißfallen erregt: *schön* oder *häßlich*.*)

*) Man könnte vielleicht in dem Sprachgebrauch, auf dessen Anspruch ich selbst mich anfangs berief, eine Widerlegung der hier gegebenen Erklärung der Schönheit finden, da er die Begriffe *schön* und *häßlich* zuweilen auf einzelne Sensationen des Gesichtes und Gehörs anwenden läßt, bey welchen wir weder Mannichfaltiges zu unterscheiden, noch Form anzuschauen haben. So nennt man zuweilen die grüne, scharlachrothe, hellblaue Farbe, dergleichen den einzelnen Ton einer Flöte oder Harmonika *schön*, und umgekehrt das Schmutziggraue, das Schwärzlichbraune, den Ton eines *Fagottes* oder einer Pfeife *häßlich*. Allein offenbar werden diese Ausdrücke hier

Aus dem bisher auseinander Gesetzten, um es kurz zusammen zu fassen, ergiebt sich: *Erfstlich*, daß, da zu Folge des obersten Grundgesetzes in der menschlichen Seele, Luft und Unlust auf Vorstellung von Vollkommenheit und Unvollkommenheit hinaus läuft, der schöne Gegenstand Vorstellung von Vollkommenheit darbieten muß. *Zweytens*: Diese Vollkommenheit darf nicht darin bestehen, daß der Gegenstand als Mittel zur Erreichung eines gewissen Endzweckes dient, in welchem Falle er bloß *gut* wäre, sondern er muß an sich unmittelbar gefallen. *Drittens*, darf die Luft die er gewährt, nicht aus der Befriedigung einer sinnlichen Empfindung, sondern muß bloß aus der Vorstellung der Verbindung und Ue-

im uneigentlichen entlehnten Verstande gebraucht, wegen der Vorstellung von wirklichen zusammengesetzten Schönheiten, mit denen sie sehr oft verbunden sind und auf welche sie die Secunde durch die Association leiten. So erregt vielleicht ein Flöten- und hüpfenden Lämmern in arkadischen Fluren verbracht wird; der einzelne Ton eines Fagottes hingegen das Bild eines schmutzigen unfaubern Thieres, mit dessen Gurren, oder die Vorstellung einer gewissen natürlichen aber ekelhaften Handlung, mit dessen Laut er Aehnlichkeit hat. Die grüne Farbe erweckt die Idee von schönen Gärten, vom Frühling, von lachen-

bereinstimmung seiner Mannichfaltigkeit entspringen. Im ersten Falle wäre der Grund seines Gefallens in der *Materie*, und in der Vorstellung gefiele er wiederum nur als Mittel zur Befriedigung jener Empfindung, wie z. B. die Vorstellung eines guten Gerichts oder gefunden Frauenzimmers in einem Esbegierigen oder einem groben Wollüstling; im letzten Falle beruht der Grund des Gefallens auf der Vorstellung der *Form*. *Viertens* endlich muß diese

den Wiesen; die hellblaue führt die Vorstellung des heitern klaren weit ausgepannten Firmaments herbey, und die rothe das Bild der Lebhaftigkeit, der jugendlichen Mantheit und Frohheit. Von der andern Seite bringen die düstern schmuzigen Farben die Bilder von häßlichen widrigen Gegenständen, mit welchen sie gewöhnlich vergesellschaftet zu seyn pflegen, als von der Nacht, dem Anblicke der Natur im rauhen Herbst, von Kränklichkeit, Trägigkeit, Schwäche, unreinlichen widrigen Dingen, u. s. w. in der Seele hervor. — Daher ist auch die Benennung *schön* und *häßlich* bey diesen einfachen Empfindungen so unbeständig und relativ, daß wir dieselbe verändern so bald wir sie uns nicht abgefordert für sich allein, sondern in einer wirklichen Verbindung mit Gegenständen vorstellen, die lebhafter und stärker auf uns wirkt, als diejenige, in welcher sie durch ihre gewöhnliche Association steht. Wir nennen dieselbe Farbe bald schön bald häßlich, je nachdem sie dem Gegenstande, bey welchem sie sich findet, mehr oder weniger angemessen ist. Man verleihe die reizende Röthe der Wangen und Lippen an die Augenlieder; man denke sich mit dem schmach-

Vorstellung der Form nicht in einer *deutlichen* Vernunftkenntnis derselben, sondern in der *klaren* Anschauung bestehen. Daraus folgt, daß man, um von der Schönheit eine genaue Bestimmung zu geben, sagen muß: sie sey *die klare Vorstellung desjenigen, was unmittelbar in der Erscheinung Luft gewährt*, welches mir in Baumgartens könnichter Erklärung: *pulchritudo est perfectio phenomenōn*, völlig enthalten zu seyn scheint.

tenden Himmelblau der Augen das ganze Gesicht bezogen, oder man bestreiche mit dem sanften grünen Schmelz der Wimpern ein Zeughaus; und es werden nicht bloß die Augen, das Gesicht, das Zeughaus, sondern die Farben an sich häßlich und abscheulich erscheinen. Und so umgekehrt: die häßliche Schwärze der Mohren finden wir an einem Pferde schön, dergleichen das schmuzige Graue als Farbe eines Tempels, der die Miene des Alterthums tragen soll. Bey der ächten zusammengeletzten Schönheit findet dieses Beziehungsartige gar nicht Statt. Eine an sich schöne Säule mag in die unpassendste widrige Verbindung mit andern Gegenständen gebracht seyn, soverhiert sie doch nichts von ihrer Schönheit. Ein schöner Pallast mag stehen an welchem Orte es sey; ein schönes Gemälde mag in dem prächtigsten Zimmer oder in der schmuzigsten Trödelbude hängen — ihre Schönheit bleibt dieselbe. — Wer die Macht der Association auf unsere Empfindungen und Urtheile kennt, kann sich nicht darüber wundern, daß der Sprachgebrauch in Beziehung derselben jener Macht zuweilen nachgiebt und von seinen festen bestimmten Regeln abweicht.

Von dieser Erklärung läßt sich nun leicht auf die allgemeine Abtheilung der so genannten schönen Künste und Wissenschaften die Anwendung machen. Ist Schönheit nichts als klar vorgestellte Vollkommenheit, so muß sie einer eben solchen Verschiedenheit fähig seyn, als verschiedene *Arten* überhaupt sich bey der Mannichfaltigkeit und der Einheit zu welcher sie übereinstimmt, denken lassen. Nun kann bey jeder Vollkommenheit *erstlich* dieselbe Einheit durch ganz verschiedene Mannichfaltigkeiten erhalten werden. Die Einheit in einer Uhr z. B. ist die richtige Eintheilung der Zeit. Die Mannichfaltigkeit, durch deren einstimmige Wirkung diese entspringt, kann in einer Menge in einander greifender Räder, gleichmäßig aufeinander folgender Wassertropfen, oder abwechselnder durch die Sonne verurfachter Schattenlinien bestehen; und darnach wird denn das Ganze eine *mechanische*, eine *Wasser-* oder eine *Sonnenuhr*. *Zweytens* kann eben dieselbe Mannichfaltigkeit zu ganz verschiedenen Einheiten übereinstimmen. Eine Menge Menschen kann einhellig wirken, eine Batterie

zu bestürmen, ein Chor zu singen, oder einen Tanz zu bilden. Eben dieß muß von der Schönheit gelten. Die Verschiedenheit der Mannichfaltigkeiten die zur Uebereinstimmung angewendet werden, macht die Grundlage zu der Verschiedenheit der schönen Künste und Wissenschaften. Bestehet sie z. B. in artikulirten Tönen, so wird das Ganze ein Werk der *Rede* oder *Dichtkunst*; in unartikulirten natürlichen, der *Musik*; in Farben und Umrissen, der *Malerey*; in Bewegungen, der *Pantomime*. Die Einheit kann in allen diesen dieselbe seyn. Der Zorn z. B. kann vom Dichter, Tonkünstler, Mahler und Tänzer ausgedrückt werden, nur daß jeder seine ihm eigne Mannichfaltigkeit dazu anwendet. Auf die Verschiedenheit der Einheit, die durch dieselbe Mannichfaltigkeit erlangt wird, beruhet wiederum die Abtheilung jeder einzelnen Kunst in ihre Unterarten. So kann die Dichtkunst sich der Darstellung des Landlebens, des Erhabenen, des Schrecklichen und des Rührenden u. s. w. zur Einheit wählen, und darnach wird sie *Ekloge*, *Ode*, *Trauerspiel*, u. s. w. und eben dieß gilt von al-